

Drei Mütter.

Eine Unterhaltung im Schnellzug, be-
sichtigt v. Sufi Wallner.

Im Frauenabteil des Schnell-
zuges sitzen sich zwei elegant getleidete
Damen gegenüber. Eine Schwarz-
haarige und eine Rothblonde. Leg-
tere trägt eine ganze Wildnis von
falschen Wädhchen auf dem Kopfe; die
Schwarze ist die bedeutend ältere,
aber sie ist sehr täuschend aufgefärbt.

„Ja nett“, lobt sie, „daß wir uns
im Zuge treffen. In der Stadt sieht
man sich nur alle heiligen Zeiten.
Hast Du eine Sommerwohnung ge-
mietet?“

„Nein!“ erwidert die Rothblonde,
„das Nest, auf das sich mein Mann
kapriziert, weil er portout Ruhe ha-
ben will, ist mir zu entsetzlich. Hast
Du gemietet?“

„Ja!“ sagt die Schwarze, „aber
ich werde mit meinem Mann wieder
eine Szene haben wegen des Preises.
Er lamentirt ewig über die theuren
Zeiten und wird entsetzlich knauserig.“

„Ja, ja! Die Männer sind Egoi-
sten“, bestätigt die Blonde und gähnt.
„Ach, ich bin so müde! Eigentlich
hätte ich lieber unser Fräulein ge-
schickt. Dieses Wohnungssuchen ist
so lästig. Ueberhaupt, wenn ich an
die große Padersee denke. Ich bitte
Dich, da hat man doch Haus voll
Dienstboten und schließlich muß man
doch alles selber machen.“

„Wo wirst Du dann sommer-
frischen?“

Die Rothblonde zuckt die Achseln.
„In dem Bauernest nicht. Ditschen
will radeln, Nona will Tennis spie-
len und Thea will sich amüsiren.
Mein Mann muß Nächstlich darauf
nehmen, man lebt ja doch nur für
seine Kinder. Und dann habe ich mir
so reizende Sommerloletten machen
lassen, die müssen doch auch zur Ge-
tung kommen. Natürlich werde ich
einen Strauß ausfedern müssen, bis
er nachzieht. Auf uns Mütter fällt
ja alles!“

„Sehr wahr!“ stimmt die Schwarze
affektholl zu, und die Rothblonde
fährt fort: „Selbstverständlich trüg-
lich bei der Gelegenheit wieder das
alte Lied zu hören, daß ich die Kin-
der verziehe. Lieber Himmel, ich liebe
sie eben jährllich und lass' mich häufig
umfimmen. Sie sind auch zu reiz-
end, wenn sie recht betteln. Die ge-
rühmte Konfuzius bringe ich nicht
fertig. Sie ist auch sehr anstrengend
und ich bin zu lebend. Der Winter
war ohnehin schlimm genug. Ditschen
und Nona waren wochenlang sehr
krank. Wir waren schon ganz despa-
rat...“

„O!“ bedauert die andere, „und
da hast Du sie die ganze Zeit pflegen
müssen?“

„Au, nein, das gerade nicht, das
konnte ich leider nicht mit meinen
kranken Nerven. Unser Fräulein ist
in der Beziehung soweit ganz verläss-
lich, und dann wird sie ja gegählt da-
für. Aber trotzdem! Die Aufregung,
die man durchmacht und dabei die viel-
fachen gesellschaftlichen Pflichten, die auf
mir lasten. Mein Mann unterstützt
mich darin gar nicht. Er will mit mir
nichts hingehen und will nichts
mitmachen, ein Kreuz mit ihm! Ich
sage es wie oft, eine Tugend kann
auch zur Untugend werden. Ich
glaube er brähte es hoffentlich zu
Wege und käme für sich allein, mit
meinem Handschuhgeld aus.“

„Er ist sehr bescheiden“, lobt die
Schwarze.

„Ja, ja“, macht die Rothblonde
ungebuldig, „aber das geht einfach
nicht; in seiner Stellung nicht! Also
wer muß repräsentiren? Ach, das
bin ich unserer Position schuldig und
schließlich auch meiner Thea, die in
kurzer Zeit eingeführt werden soll.
Da muß ich in Fühlung bleiben mit
der Gesellschaft, um ihr Gelegenlich
zu geben, eine Partie zu machen. Ein
junges Mädchen darf nicht, allobden
werden! Wenn man es auch bluten-
den Herzens in fremde Hände giebt,
heirathen muß es. Darum studire und
kombiniere ich heute schon Tag und
Nacht — Gott, so eine Mutter ist im-
mer voll Pläne und Sorgen für ihr
Kind! Ach was, sagt dann mein
Mann, wenn ich darüber rede, es
macht Dir hast selber Spah, ein
Haus zu führen! Siehst Du, das hat
man zum Dank! Die Männer haben
eben kein Verständnis für die Opfer,
die wir bringen. Du, meine Liebe,
Du hast es gut. Du hast Deine Toch-
ter schon unter Dach und Fach.“

„Ach“, seufzt die Schwarze, „das
hat Mühe genug gekostet! Ich bitte
Dich, meine Heba war doch so schred-
lich unpraktisch! Sie hatte ja einen
einfachen Landarzt im Kopf, einen
ganz netten Menschen, aber ohne Zu-
kunft, ohne Karriere und mit einem
recht bescheiden Einkommen. Zum
Glück hab' ich scharf aufgepaßt und
bei Zeiten Lunte gerochen. Mein lie-
bes Kind — habe ich gesagt — das
schätz' Dir nur gründlich aus dem
Sinn, daraus wird nichts. Auf dem
Lande sitzen und toden, streden, wie
irgend ein hausbackenes Ding, das
paßt sich nicht für Dich. Die Liebe,
für die Du jetzt schwärmst, vergeht
bald im Alltag der Ehe. Es ist dann
ganz gleich, ob Du sie mitgebracht
hast oder nicht; aber es ist nicht gleich,
was Dir in Händen bleibt, wenn das
bisherige Vergolden vergangen ist.
Wir haben Dich einerseits nicht für
so kleine Verhältnisse erzogen, dazu

Die Gewitterfurcht.

Wie schützt man sich am besten gegen
Blitzgefahr?

Von Dr. A. Henning.

Obwohl Frankfurt's große That in
Wahrheit „den Himmel den Bliz ent-
riß“, wie die stolze Grabchrift des
amerikanischen Gelehrten besagt, ist die
Furcht vor dem Gewitter in unseren
Tagen wohl kaum minder verbreitet
als in früheren Zeiten. Es ist dies
ein atavistisches Erbtheil aus den
Jahrhundert und Jahrtausenden, da
die Menschen wehrlos dem Blitzen
des mächtigen Gewittergottes gegen-
überstanden, denn ein vernünftiger
Grund, weshalb wir heute in unseren
aus Stein gebauten und meist mit
Blitzableitern versehenen Häusern den
Bliz fürchten sollten, ist kaum zu er-
kennen. Im Freien allerdings, auf
ebenen Feldern, im Walde ist der
Mensch auch heute noch während eines
Gewitters wahrhaft gefährdet, und
wer im Freien von einem Gewitter
überrascht wird, thut gut, der allbe-
währten Gewitterregel eingedenk zu
sein, sich nicht zum hochragenden
Punkt auf einer Ebene zu machen, im
Waldes zu vermeiden und stattdessen
auf dem Rücken der Erde zu liegen.
Blitzschläge im Innern der Städte
sind ohnehin eine Seltenheit gewor-
den. Finden sie aber statt, so trifft
der südliche Strahl in der Regel nur
einen Giebel, einen Schornstein, einen
elektrischen Straßenbahnmast (diesen
scheint er besonders zu lieben), ohne
einen anderen als einzigen Sachschaden
durch mechanische Wirkung anzurich-
ten. Und Todesfälle durch Blitzschlag
im Innern städtischer Häuser sind
gleichfalls so selten, so „unmodern“
geworden, daß man seit Jahren
kaum einen solchen Fall in Erfahrung
gebracht hat! — Und dennoch zittern
und zagen jedesmal Tausende und
Abertausende von Menschen, sobald
ein kräftiger Donner am Himmel
grollt, stehen womöglich, wenn das
Unwetter Nacht heraufzieht, aus dem
Bett auf, kleiden sich an und verbrin-
gen Stunde um Stunde wachend, bis
die Elemente sich wieder beruhigt ha-
ben. Das ist nun so ungefähr das
Törichteste, was der Mensch über-
haupt thun kann, denn nirgends in
seiner ganzen Wohnung ist der Mensch
so sicher gegen Blitzschlag, wie in sei-
nem Bett. Verlässliche Menschen, die
Nachts im Bett liegen, Blize und
Donner wahrnehmen, pflegen davon
kaum Notiz zu nehmen und sich im
Gesichte „gänzlicher Würstigkeit“
einfach auf die andere Seite zu legen
und weiter zu schlafen.

„Natürlich geht es — ihr brillant“,
wiederholte die Schwarze, „sie hat ja
ein Leben wie eine Prinzessin und
braucht sich um garnichts zu küm-
mern. Au ja, daß es öfters Mißhel-
lichkeiten giebt — ich bitte Dich, wo
giebt's die nicht — der heilige Ge-
stand ist eben ein Weibstand, aber
Heba ist glänzend, wirklich ausge-
sprochen glänzend verfertigt. Au, und
schließlich kann man mit dem reichen
Schwiegerohn auch etwas Staat
machen.“

„Heba darf Dir sehr dankbar sein“,
erklärte die Rothblonde.

„Ach!“ macht die Schwarze, „Dank-
bar! Ich weiß nicht, man giebt sein
Herzblut für seine Kinder her, aber
so recht zur Dankbarkeit erzieht man
sie doch nicht.“ Der Zug hält in einer
Station, die sehr langweilig ausieht,
aber für den Bahndiener sehr wich-
tig ist. „Run?“ fragt die Rothblonde
und deutet durch's Fenster, „fährt diese
alte Person mit dem Kopftuch auch
mit? Wichtig, sie steigt sogar in diese-
sen Wagen ein. Findest Du nicht, wie
förmlich viel arbeitenden Weiber
werden gräßlich derb und edig — ein-
fach unweiblich.“

„Fertig!“ ruft der Kondukteur. Die
Lokomotive zieht an. Nach einer Weile
erscheint die Person im Kopftuch in
der Thür des Frauenabtheils.

„Erlab' n S“, is da frei?“ fragt sie
schlicht an.

Die Damen nicken und mustern sie
vom Kopf bis zu den Füßen. Sie
trägt sich auch sonst einfach und sieht
erhigt aus, als wäre sie geblauen.

„Sie haben wohl gedacht, der
Schnellzug führt noch dritte Klasse?“
fragt die Rothblonde.

„Freilich hab' i das glaubt“, giebt
das alte Weibsel gutmüthig zu ohne
Empfindlichkeit gegen die spitze Fraue.

„Dum bin i so g'rent; aber auf'n
nächsten Zug häit i net warten könen.
Es häit' mi net g'litten. I mach'
ma einmal z'viel Sorgen.“

„Um wem denn?“ forscht die
Schwarze ungeniert.

„Um meine Tochter. Heimholen
will ich's sammt den Kindern.“

„Ist sie krank?“

„Mehr als das, a armes, unglück-
liches Halcherl is.“

„Ist Ihre Tochter verheirathet?“
inquirirt die Rothblonde.

„Ja, verheirath' war i schon, aber
er hat i in Etich lassen.“

„Warum haben Sie die Ehe mit
solch' einem Menschen zugegeben?“
fragt die Schwarze.

„Ja mein' Frau, Amen hab'n mir
eh net g'sagt, aber jetzt is kein' Zeit,
daß man an das denkt, wo i in Noth
is.“

„Wie viel Kinder sind denn da?“
ertundigte sich die Rothblonde.

„Drei — und 's vierte auf 'n
Wege.“

„Um Gottes willen! Na hören Sie,
Sie müssen aber robuste Kerben ha-
ben.“

„Die glaubens?“ fragte das alte
Weibsel unsicher nach.

„Starke Nerven müssen Sie haben,
wenn Sie diese Plage noch auf sich
nehmen können“, wiederholte die Roth-
blonde.

„Mein!“ macht die Alte und ganz
schlicht und still setzt sie hinzu: „Un-
ser Kind is halt, Frau, unser Kind
und gern haben wir's.“

Männliche und weibliche Eigen-
thümlichkeiten.

Ein scharfer, humoristisch ange-
hauchter Beobachter stellt die entgegen-
gesetzten Eigenthümlichkeiten von
Mann und Weib mit folgender epi-
grammatischer Kürze zusammen: Die
Frauen steden ihre Kleidung von links
nach rechts, die Männer von rechts
nach links zu. Die Frauen knöpfen
von rechts nach links, die Männer von
links nach rechts. Die Frauen rühren
von links nach rechts, ihren Koffee
zum Beispiel, die Männer von rechts
nach links. Die Frauen finden selten
den Unterschied zwischen einem rechten
und einem linken Schuh heraus.

„Wieviel haben Sie gebraucht, bis
Sie einen Motorwagen tenten konn-
ten?“

„So fünf bis sechs.“

„Was? Monate?“

„Neel Motorwagen.“

feilchen, eine bei uns doch eigentlich
vollständig überwundene Sache.

Es würde ja in Berlin wohl auch
der nöthige Platz fehlen: die Wege des
Tiergartens und des Zoo dienen im
Grunde mehr dem Promeniren, ob-
gleich man auch hier recht viele Kin-
der antrifft. Aber in ganz Berlin er-
scheint kein Ort — und sicherlich nicht
einer der vielen häußerumschlossenen
Plätze an den Straßentrennungen, der
manchen Kleinen als einziger Aufent-
halt zum Spielen dient — so ideal
wie die tiefen schattigen Alleen des stil-
len Parc Monceau in Paris.

Wie lange lebt eine Taschenuhr?

Die Uhrmacher behaupten, daß das
Alter der Taschenuhr von der Person
abhängt, die sie trägt und von der
Sorgfalt, die man ihr angedeihen
läßt. Manche sind der Ansicht, daß
man sie einmal jährlich, andere, daß
man sie einmal in zwei Jahren ölen
muß. Alle aber stimmen in einem
Punkt überein: daß eine Taschenuhr
täglich um dieselbe Zeit aufgezogen
werden muß. Durch dieses regel-
mäßige Aufsziehen gewinnt die Feder
eine gewisse Spannkraft, die sich aber
bei der geringsten Nachlässigkeit ver-
ändert und infolge dessen das Uhr-
werk beeinflusst. Die Lebensdauer
der Taschenuhr ist sehr verschieden
und hängt natürlich auch von der besten
oder schlechteren Konstruktion der Uhr
ab. Immerhin ist jeder, selbst der be-
sten Taschenuhr, eine Lebensgrenze
gesteckt. Ein Uhrmacher hatte vor tu-
razem eine Taschenuhr zu repariren, die
125 Jahre lang in fast ununterbroche-
nem Gebrauch gewesen war und sich
trotzdem in ziemlich gutem Zustande
befand. Aber das war ein Ausnah-
mesfall. Die meisten Taschenuhren,
mögen sie auch auf konstruirt sein,
nützen sich bei täglichem Gebrauch weit
schneller ab. Eine gute Durchschnitts-
uhr kann bei großer Sorgfalt 30—40
Jahre aushalten, eine besonders schöne
Uhr 50 Jahre, wenn es hoch kommt,
70 Jahre — aber 50 Jahre ist die
Norm — also fast wie bei den Men-
schen.

Kaiser Wilhelms Civilkleider.

Kaiser Wilhelm hat, wie es gewöhn-
lich die England besuchenden Herrscher
zu thun pflegen, Londoner Schneidern
verschiedene Aufträge ertheilt, vor
allem einer Firma, die schon seit den
letzten zwanzig Jahren für ihn arbei-
tet. Einem Pressereporter wurde mit-
getheilt, daß der Kaiser besondere Ei-
genschaften hat. „Es ist bemerrens-
werth“, sagte der Schneider, daß der
Kaiser, während er bei einer Uniform
auf torrekten Sitz sieht, bei Civilsa-
chen gerade das Gegenteil ist. Er ist
mit allem zufrieden, wenn es nur be-
quem ist. Er will keine Sachen lose
und bequem haben. Seine Hofen vom
Beispiel haben in der Taille drei Fal-
ten, damit sie bequem nach unten aus-
fallen. Er liebt vor allem lange Klei-
der und zieht Hosenpantoffeln vor.
Alle seine englischen Uniformen sind in
London gemacht, und der Kaiser wür-
de wohl äußerst überrascht sein, zu
hören, daß sich in seiner Uniform ein
Stück des sozialistischen Organs
„Justice“ befindet. Die Zeitung wurde
von einem sozialistischen Schneider,
der den Rod anfertigte, mit hinein-
gerannt anstatt der üblichen Wettein-
terlage unter den Schulterriemen.“

Sprüche über Frauen.

Die Frau verliert das Diadem
weiblicher Würde, wenn sie der Bil-
dung des Herzens ermangelte. — Die
zahnlosen Frauen sind gewöhnlich die
allerbessigsten. — Kommt Zeit, kommt
Dreizeh, sagt hoffnungslos der Back-
fisch. — Wer bei gewissen Frauen kein
Glück hat, kann von Glück sagen. —
Eine Frau giebt nie nach, auch wenn
sie die Klügste ist. — Eine gute Haus-
frau findet Alles im Finstern. —
Allen Frauen Recht gethan, ist eine
Kunst, die Niemand kann. — Wenn
ein eifersüchtiger Mann von seiner
Frau geschieden wird, sind gewöhn-
lich alle Drei die Schuldigen. —
Manchmal erbt eine Tochter vom Va-
ter ein Muttermal. — Ehret die
Frauen, sie steden und weben, himm-
liche Kränze in's irdische Leben. —
Wehe dem Manne, der sein Herz an
eine Frau verliert, die viel Geist, aber
wenig Herzensbildung hat.

Die Geheimnisse der Wiener Hof-
burg.

Bei Renovierungsarbeiten in der
Wiener Hofburg ist der legendäre un-
terirdische Gang nach Schönbrunn
entdeckt worden, von dem in Wiener
Geschichten so viel die Rede ist. Vor
hundert Jahren soll er vom Hofe be-
nutzt worden sein. Er ist sehr breit
und verhältnismäßig hoch angelegt.
Von der Hofburg aus kann man jetzt
nur bis ungefähr unter die kaiser-
lichen Stallungen gehen, die Fort-
setzung scheint verschüttet zu sein.
Dieser Gang war in den alten Wiener
Romanen oft erwähnt und stets als
sagenhaft bezeichnet. Ein ähnlicher
Gang soll sich in der Kahlenberger
Burg befinden haben.

Die Hauptfrage.

Vorliegende einer Frauenversamm-
lung: „Meine Damen, es liegt ein An-
trag vor!“

Alle (aufschreiend): „Für wen?“

Humoristisches

Cafe Weissheit.

Zwei Uebermenschen unterhielten sich
— na nu nee! — über Kunst.
Der Blonde mit der schwarzen
Hornbrille sagte schwermüthig: „Kunst
ist, — wenn man's kann.“
Worauf der Schwarze, der sich für
einen Zigeuner hielt, antwortete:
„Wenn man's kann — ist's keine
Kunst.“

In den Flitterwochen.

Ich begreife nicht, lieber Freund,
daß Du wegen Deiner Verehelichung
keine Mühe zu wissenschaftlichen Stu-
dien mehr finden solltest! Da hast Du
ja ein prächtiges Zimmer für Dich —
die schönste Ruhe zum Arbeiten; und
wenn Du etwas brauchst, klingelst Du
— einmal dem Diener — zweimal
dem Stubenmädchen —

„Ja, ja, aber wenn ich gar nicht
klingle, kommt meine Frau!“

Aus der Schule.

Lehrer: „Warum wird die Hefe zum
Baden verwendet?“

Schüler: „Weil sie so viele Bakte-
rien enthält.“

Lehrer (zu den A-B-C-Schützen):
„Wer kann mir am besten erklären,
was Wasser ist?“

Frischchen: „Wasser ist das, was
schwarz wird, wenn man die Hände
reinsteckt.“

Lehrerin: „Es heißt also: Ich rief
nicht, du riefst nicht, er rief nicht, wir
riefen nicht, ihr riefet nicht, sie riefen
nicht. So, nun wiederhol mal, was ich
gesagt habe, Lottchen!“

Lottchen: „Niemand rief.“

Buchhändlers Leiden.

Kunde: „Was will denn die junge
Frau mit der Suppenschüssel bei Ih-
nen im Laden?“

Commis: „Ach, die hat diesen Mor-
gen ein Kochbuch gekauft und jetzt
kommt sie jeden Augenblick sich be-
schweren.“

Kataler Schreibfischer.

In einem kleinen Kurort findet sich
in den Hofes liegen, eine Tafel mit fol-
gender Aufschrift: „Man wird höflich
erhucht, nichts zu beschädigen und ab-
zureisen.“

So ähnlich.

Hausfrau (zum Diener): „Sagen
Sie Ihrer Herrschaft, ich liebe für die
Einladung bestens danken, aber ich
könnte nicht kommen, ich muß selber
tochen, weil bei mir Alles trant ist.“

Diener zu seiner Herrschaft: „Die
gnädige Frau läßt für die Einladung
danken, aber sie kann nicht kommen,
es ist bei ihr Alles trant, weil die
gnädige Frau selber tocht.“

Das Finanzgenie.

„Ich sage Dir, dieser Smith ist der
geriebene Bursche, der sich denken
läßt. Unlängst hat er einem Herrn
seiner Kaffe über die neue Sommer-
hofe gegossen — was meinst Du, was
er dann gethan hat?“

„Er hat sich wohl um die Bezah-
lung der Hofe herumgedrückt, wie?“

„Nicht nur das! Der Geschädigte
mufte ihm noch den vergessenen Kaf-
fee bezahlen.“

Wunsch.

Modedame (die Abbildung eines
Toschichtigen in der Zwangsjade be-
trachtend): „Ach, könnte ich doch jedes-
mal meinen Mann so anzehen, wenn
ich ihm mit neuen Toilettenrechnungen
tomme!“

Uebertrumpft.

Wenn mir Jemand sagt, er trinke
im Tage zwei Liter Bier, dann frage
ich nicht, ob er schon vorbebrast ist,
sondern wie oft, bemerke in einem
Vortrage ein wüthender Antialkohol-
ist.“

„Ich würde dann nicht fragen, ob
Sie schon im Irrenhaus waren, son-
dern nur wie lange“, erwiderte ihm
sein Segner.“

Boshaft.

„Ihre Töchter sind wohl jetzt alle
verheirathet?“

„Noch nicht.“

„Ich glaube, weil ich keine Verlo-
bungsanzeigen mehr von ihnen be-
komme.“

Ein Musikenthusiast.

„Ich sag' Ihnen, mein Lieber, es
geht nichts über Musik. Seit meine
Tochter spielt und meine Frau singt,
krieg' ich die Nachbargrundstücke um's
halbe Geld.“

Arme Johanna!

Ich behandle den Prolog zur „Jung-
frau von Orleans“. Ein Schüler soll
über das Gelübde Johanna's vortra-
gen, wobei er sich an den Monolog an-
schließen soll. Er trägt vor: „Ihr Herz
darf Männerliebe nicht berühren; der
Brautkranz wird nie ihre Loden be-
rühren; ihr blüht kein lieblich Kind an
ihrer Brust: sie muß also auf alle
Freunden einer Jungfrau verzichten.“



Sie tanzen nicht, Emil?
Nein, ich bin nicht zum Vergnügen da
— ich soll mich verloben.



Sie: „Ich kann Ihnen heut noch kein
bindendes Versprechen geben, Herr Wan-
tenstein; vielleicht später.“
„Aber, mein theures Fräulein, soll
ich denn als Brautkopf wiedertommen?“
„Dadurch nicht; Sie dürfen ruhig
eine andere Farbe wählen.“



Antoniemil, warum magst du mir also in
der Anzahl immer den ganzen Dunter ver-
decken und mich begnügen?
So, Anton, so hast fröhlich ganz anders
g'lagt, wie ma noch jung war i, do war
dös für dich ein Glückstag, wann da i in
der Anzahl begegnet bin.



Cheemann: „Der Hypochondrierte befindet
sich also in einem vollständig willenlosen
Zustande...“
Alter Junggelei: „Gewiß, ähnlich
wie der Verheirathete.“



Freundin (bewundernd): „Neuer Gut,
neues Jodet, neue Stiefel... weicht
du, da hätte ich mir aber auch gleich einen
neuen Bräutigam angeheiratet; dein ich-
iger, der ich warhin begegnet bin, sieht
wirklich recht schön aus!“